Die Jugendpastoral der Verbände

Im folgenden Beitrag dienen Blauring & Jungwacht, die größten katholischen Kinder- und Jugendverbände der Schweiz, als Folie dafür, das Thema „Jugend@pastoral“ mit Blick auf die verbandliche Kinder- und Jugendförderung in einigen Schlaglichtern zu betrachten, die jeweils von der Theorie zur Praxis führen.

0. Jugendverbände

Die Jugendverbände (unabhängig davon, ob sie katholisch wie Blauring & Jungwacht, reformiert wie der Cevi oder konfessionell neutral wie die Pfadfinder¹ sind) bieten einen (Frei-)Raum, um etwas leben zu können, das an anderen Orten zunehmend schwierig geworden ist. Denn Jugendliche befinden sich – und daran hat sich in den letzten Jahren nichts verändert – irgendwo zwischen Aufbruch und Ankunft². In genau diesem Zwischenraum stoßen sie jedoch oft auf Unverständnis und Widerstände (und dies ist, wie bekannte, bereits seit der Antike überlieferte Lamentos zeigen³, ebenfalls nichts Neues). Schule und Gesellschaft konfrontieren die Jugendlichen wiederum mit Ansprüchen, die zunehmend größer werden und latent oder offensichtlich zur Überforderung führen⁴ – Pisa und schlechter Konjunkturlage sei Dank!

Bevor nun *jugendpastorale* Themen im engeren Sinne zur Sprache kommen, müssen (auch) für das Thema „Jugend“ zwingend zwei Perspektiven berücksichtigt werden: zum einen die der Psychologie (oder genauer der Entwicklungspsychologie), zum anderen die der Soziologie (bzw. der Milieu-Theorie).

1 Mit Ausnahme der natürlich ebenfalls konfessionellen katholischen Pfadfinder.

2 Psychosozial zwischen Kindheit und Erwachsenenalter, existenziell zwischen einem alten Ich, das nicht mehr „passt“ und einem neuen Ich, das noch nicht „fassbar“ ist. Vgl. Ausführungen zum „Psychosozialen Moratorium“, in: Erik Erikson, Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, Übersetzt von Käthe Hügel, Frankfurt a. M. 1966, 137ff.

3 Bereits Sokrates wird zugeschrieben, dass er von den schlechten Manieren der Jugend schrieb, dass sie die Autorität verachten und ihre Lehrer tyrannisieren.

4 Vgl. Daniel Ritter, Selbstwirksamkeit bei der Stellensuche und in der Arbeit, in: Junge Kirche 42/1 (2008), 20-21 (Schweizer Ausgabe).

1. Entwicklungspsychologie

Ausgehend von Eriksons „Stufen der Entwicklung“ und den diesen zu Grunde liegenden Lebenskrisen, zeichnet sich das Jugendalter dadurch aus, in der Spannung zwischen Identität und Identitätsdiffusion zu stehen⁵. Um eine eigene Identität bilden zu können, stellt es eine der zentralen (Lebens-)Aufgaben dar, sich von Autoritäten (familiären, kirchlichen, gesellschaftlichen) zu lösen und Grenzen zu sprengen. Dass damit in der Folge Probleme für die Erziehung und Jugendpastoral verbunden sind, ist so gut wie sicher – denn gerade solche Anliegen (zu erziehen!) werden bereits im Voraus abgelehnt. Hier ist also neben dem Fingerspitzengefühl eine gute Portion Fachwissen aus Entwicklungspsychologie und Pädagogik gefragt – und die Beachtung der folgenden drei Bereiche.

1.1 Praxis: Partizipation

Ein wichtiger Punkt, um der oben genannten Situation zu begegnen, liegt darin, die Jugendlichen in einer möglichst aktiven Rolle ihrer Identitätssuche zu unterstützen – also die Partizipation zu fördern. So selbstverständlich dies auch tönen mag, umgesetzt ist es längst nicht. Denn „trotz hoher Bereitschaft seitens der Kinder und Jugendlichen ist es um ihre Partizipation nicht gut bestellt“.⁶

Kinder- und Jugendverbände haben die Chance, gegenüber Schule und Gesellschaft eine „Gegenwelt“ zu etablieren, in der die Jugendlichen einen hohen Partizipationsgrad erleben können.

Gerade in diesem Punkt zeigt sich eine unserer Stärken in den Kinder- und Jugendverbänden. Das Übertragen von Verantwortung an Jugendliche ab 15/16 Jahren ist Voraussetzung für die Motivation, die eigene Freizeit zu investieren. Ansätze wie in der Katholischen Jungen Gemeinde⁷, in der Jugendstufe von Blauring & Jungwacht oder in der Rover-Stufe der Pfadfinder zeigen, dass eine ausschließliche Teilnahme an Angeboten eine zu geringe Motivation darstellt⁸. Die Jugendlichen wollen die Angebote und Strukturen selbstverantwortlich planen und umsetzen. Dadurch gestalten sie eine Welt, wie sie ihnen selbst entspricht und können so ihre (dem Lebensalter entsprechende) Ablehnung gegenüber Hierarchien und

5 Erik Erikson, Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, Übersetzt von Käthe Hügel, Frankfurt a. M. 1966.

6 NFP 52 – Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen, Impulse für die politische Agenda, 6; vgl. auch IEA Civic Education Study, welche die Partizipation in der Politik sowie in der Schule untersucht: <http://www.terpconnect.umd.edu/~jtpurta/>.

7 In der Schweiz 1996 aufgelöst.

8 S. dazu auch: Beat Niederberger, Freiräume ñ Kreativität ñ Leitungsaufgaben, in: Stephan Kaiser-Creola (Hrsg.), Kirchliche Jugendarbeit. Berichte, Reflexionen, Perspektiven, Zürich 2003, 119-126.

1.2 Praxis: Innovation

Verknüpft mit der partizipativen Dimension ist die Innovationsmöglichkeit innerhalb eines Verbandes, denn diese hängt mit der Unabhängigkeit und Denkfreiheit der Verantwortlichen zusammen. Grundsätzlich lässt sich als Faustregel festhalten: Je partizipativer ein Verband, desto innovationsfreudiger ist er meistens auch. Innovation muss hierbei nicht unbedingt damit gleichgesetzt werden, etwas noch nie da Gewesenes zu erfinden. Manchmal besteht die Innovation auch ganz einfach darin, ein Projekt aus einem anderen Kontext in angepasster Form zu übernehmen und für sich zu adaptieren, nutzbar zu machen. So stammt zum Beispiel die Idee zur „Aktion 72 Stunden“ aus Deutschland und wurde in der Schweiz 2005 erstmals durchgeführt. Eine Innovation stellt sie nur schon insofern dar, als dass damit die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Jugendverbänden nachhaltig verbessert und verstärkt wurde.

Die Kehrseite von besonders innovativen Verbänden ist jedoch, dass Innovation oft zu Lasten der Kontinuität geht, da Bewährtes schneller vergessen wird. Umso mehr lohnt sich der Einsatz für jede Generation zu gleichen Teilen, da jede kommende Generation wiederum die gleichen Möglichkeiten erhält wie die vorhergehende – und auch die Chance, aus denselben Fehlern zu lernen.

1.3 Praxis: Freiwilligkeit

Die Arbeit der Jugendverbände basiert, wie allgemein bekannt ist, auf der Freiwilligkeit (dem Ehrenamt) der Leitenden. Interessanterweise greift die Freiwilligkeit dort am besten, wo Innovation und Partizipation nicht nur gewünscht, sondern auch umgesetzt werden. Innovations- und Partizipationsmöglichkeiten sind wiederum mit der Motivation verbunden, welche die Jugendlichen zur Mitarbeit aufbringen können.

Bei der Freiwilligkeit handelt es sich also, und das darf hier einmal mehr betont werden, um die zentrale Ressource der verbandlichen Arbeit: Alleine in Blauring & Jungwacht werden jährlich mehr als 3 Millionen Stunden Freiwilligen-Arbeit geleistet.

Auf der anderen Seite ist es aber auch schwieriger geworden, Leitende für ein kontinuierliches Engagement zu motivieren. „Grundsätzlich zeigt sich, dass die Beteiligungsraten umso geringer sind, je aufwändiger und bindender ein freiwilliges Engagement ist.“⁹ Daher ist es wichtig, in Zukunft vermehrt projektartig zu arbeiten – sprich, die Jugendlichen für ein zeit-

9 Bundesamt für Statistik (BFS), Freiwilligenarbeit in der Schweiz, Neuchâtel 2008, 14.

lich und thematisch befristetes Engagement zu gewinnen. Möglichkeiten dafür sind Projekte wie die „Aktion 72 Stunden“, bei der sich mit drei Tagen Einsatz sowie entsprechender Vor- und Nachbereitungszeit der Aufwand abschätzen lässt – oder Events wie das Ranfttreffen, an dem auch Jugendliche Angebote (Ateliers) für andere Jugendliche anbieten.

2. Milieu-Theorie

Im derzeit aktuellen und vieldiskutierten Ansatz von *Sinus Sociovision* werden für die unter 27-Jährigen sieben verschiedene Milieus unterschieden¹⁰. Die Jugendliche ticken in den Milieus, was Lebensstil, Geschmack, Musikvorlieben, Medien-Nutzung, Zukunftsvorstellungen und Sehnsüchte angeht, sehr unterschiedlich. Während die traditionellen Milieus auf Bewährtes setzen („das war bei uns schon immer so“), ist in Milieus mit Neuorientierung alles offen und möglich, probieren junge Menschen immer wieder Neues aus und kombinieren dies mit Bestehendem. Im hedonistischen Milieu wiederum leben Jugendliche ganz im Hier und Jetzt, ohne Zukunftspläne, aber mit Kicks, die Selbsterfahrung ermöglichen.

Obwohl es an dieser Stelle zu weit führen würde, auf die theoretischen Hintergründe oder die Milieus im Einzelnen einzugehen, lässt sich dennoch sagen, dass ein entscheidender Faktor für die Unterscheidung und den Zugang die jeweilige Ästhetik der einzelnen Milieus darstellt.¹¹ Die Konsequenz heißt jedoch nicht etwa Anbiederung, sondern „milieusensible Pastoral“¹² und Authentizität.

2.1 Praxis: Milieu-Orientierung

Nimmt man die Erkenntnisse der Sinus-Milieu-Studie ernst, lässt sich festhalten, dass die Arbeit der Kinder- und Jugendverbände auch auf (milieu-)spezifische Zielgruppen ausgerichtet werden muss. Die traditionelle Vorstellung, allen gegenüber offen zu sein, allen gerecht zu werden, ist nicht mehr realistisch. Das heißt, dass sich die Anbieter entscheiden müssen, ob sie (mit einem konkreten Angebot) beispielsweise eher postmaterielle oder konsum-materialistische Jugendliche erreicht wollen. Einschließen der einen, das heißt auf der anderen Seite immer auch

10 BDKJ & Misereor (Hrsg.), *Wie ticken Jugendliche? Sinus Milieu-Studie U27*, Düsseldorf 2008.

11 Zum Ansatz der Ästhetik in der Jugendpastoral vgl. Matthias Sellmann, „Komm und sieh!“ Konzeptionelle Skizze zu einer ästhetisch gewendeten Jugendpastoral, in: ders. / Marianne Brandl / Hans Hobelsberger / Dirk Tänzler, *Engagement & Performance. Kirchliche Jugendverbandsarbeit heute*, Düsseldorf 2007, 43-60.

12 Vgl. Rainer Bucher, *Mehr als Adressaten. Grundsätzliche Überlegungen zum Konzept einer milieusensiblen Pastoral*, in: Michael N. Ebertz / Hans-Georg Hunstig, *Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche*, Würzburg 2008, 67-76.

Ausschließen von anderen!

Die Erfahrung zeigt, dass alle schweizerischen Jugendverbände (in der klassischen Milieusprache) Mittelschichtverbände sind. Beziehungsweise – in der Sinus-Definition – werden vor allem traditionelle und bürgerliche sowie postmaterielle Jugendliche erreicht. In Bezug auf die Jugendlichen insgesamt bilden jedoch die Milieus der „Modernen Performer“ sowie der „Experimentalistischen Jugendlichen“ den Hauptteil (mit zusammen rund 40%). Falls sich also am Zielpublikum etwas ändern soll, sind andere Strategien, ist ein Organisationsentwicklungsprozess notwendig – wobei fraglich bleibt, welche Milieus überhaupt mit verbandlicher Jugendarbeit erreicht werden können.

2.2 Praxis: Gender-Orientierung

An den Aktivitäten der Kinder- und Jugendverbände nehmen sowohl Mädchen als auch Jungen teil¹³. Dieser Realität gilt es Rechenschaft zu tragen und beiden Geschlechtern bezüglich Ressourcen, Werten, Inhalten etc. gleichermaßen gerecht zu werden und dafür sowohl Gleichheit als auch Differenz zu betrachten. Für die Verbände ist die Einführung eines Gender-Mainstreaming-Prozesses eine gute Möglichkeit, den Blick auf die Geschlechtergerechtigkeit zur Querschnittaufgabe zu erheben.¹⁴

Zentral ist es dabei, die Geschlechtergerechtigkeit ressourcenorientiert anzustreben – es geht nicht um den Ausgleich von Differenzen. Leitend sind die Fähigkeiten, welche jede und jeder einbringen kann. Dies ist auch im Kontext der Subjektorientierung die richtige Wahl.

2.3 Praxis: Subjektorientierung

„Subjektorientierte Jugendarbeit versteht sich als Bildung in emanzipatorischer Absicht. Die verantwortliche Erweiterung des selbstbewussten und selbstbestimmten Lebens basiert auf Fähigkeiten; der Fähigkeit, über sich und seine Situation nachzudenken, der Fähigkeit, zielgerichtet zu handeln, und der Fähigkeit, im Nachdenken und Tun die Anderen, ihre Situation, ihre Bedürfnisse und Motivationen mit einzubeziehen. Der Erwerb dieser Fähigkeiten braucht eine Praxis, welche der Lebenswelt und den individuellen Voraussetzungen der Jugendlichen gerecht wird.“¹⁵

13 In Blauring & Jungwacht bilden die Mädchen Zweidrittel der Teilnehmenden. Blauring & Jungwacht sind in der Schweiz der einzige große Verband, in dem mehr Mädchen als Jungen in die Sommer-, Herbst- und Winterlager fahren.

14 vgl. Dorothee Foitzik Eschmann / André Böhning / Theresia Hlavka / Karin Hehli / Daniel Ritter, ...und schuf sie als Mann und Frau. Die Kategorie Gender in der kirchlichen Jugendarbeit. Reflexion und Praxismethoden, Zürich 2007.

15 Dominik Schenker, Kirchliche Jugendarbeit: Subjektivität und Mystagogie, in: Religionspädagogische Beiträge 56/2006, 5-14.

Die Kinder und Jugendlichen selbst stehen also im Zentrum und definieren mit ihren Bedürfnissen, Fähigkeiten und ihrem jeweiligen Charakter die Ziele der Kinder- und Jugendförderung mit. Es kann nicht darum gehen, die Teilnehmenden verbands-konform zu kriegen (oder die Menschen kirchen-konform), sondern vielmehr darum, den Verband an die subjektive Realität anzupassen – ohne dabei seine Werte zu verleugnen oder seine Botschaft aufzugeben. Weil jede/r Jugendliche/r bereits Subjekt und gleichzeitig auf dem Weg dazu ist (was nota bene auch auf Erwachsene zutrifft), braucht es eine pädagogische Haltung, die dialogisch führt (*ágein*) und sich an der Selbstwirksamkeit der Jugendlichen ausrichtet. Am besten wird dem ein Ansatz gerecht, welcher sich an der konstruktivistischen Pädagogik orientiert.

3. Theologie

Die Theologie stellt einen entscheidenden Teil der „Werthaltung“ der konfessionellen Jugendverbandsarbeit dar. Darum gilt es, entsprechende Entscheidungen bezüglich der theologischen Anleihen zu treffen. Für welche Theologie wir uns entscheiden, ist von eminenter Wichtigkeit, denn diese ist insbesondere immer mit einem bestimmten Menschenbild verknüpft.

3.1 Praxis: Mystagogie

Eine mystagogische Jugendpastoral will wecken, was in den Kindern und Jugendlichen bereits angelegt ist und diesen eigenen Zugängen zum Göttlichen Raum und Tiefe geben. Dabei meint Mystagogie hier weniger eine Einführung in die Mysterien des Christentums, wie dies in der alten Kirche (z.B. bei Cyrill von Jerusalem) als „Mystagogische Katechese“ verstanden wurde, sondern vielmehr ein Zugang, wie er durch die Transzendental-Theologie von Karl Rahner beschrieben wird. Für Rahner führen Fragen nach Ursprung, Ziel und Sinn des Lebens, nach dem Tod und dem was danach kommt – welche also die begrenzte Erkenntnisfähigkeit des Menschen überschreiten – unweigerlich dazu, dass sich das Subjekt in ihnen transzendiert und auf eine andere Realität verweist. Diese transzendente Erfahrung verweist ihn auf das Göttliche, ohne Notwendigkeit, dieses bereits zu kennen oder zu benennen. Danach ist in jedem Menschen der Ort einer konkreten Gotteserfahrung angelegt, ohne dass sie im Voraus in einen kultischen Bereich gefasst werden muss.

In der mystagogisch ausgerichteten Pastoral geht es in der Folge darum, bei der Transzendenzenerfahrung des einzelnen Menschen anzuknüpfen und ihn „so zu begleiten, dass er sich seiner geheimnishaften Existenz

in Beziehung zu Gott bewusst wird und dass sich dieses Bewusstsein in einem Mensch-sein-Können auswirkt, das dem Wert des Menschen vor Gott gerecht wird.“¹⁶

3.2 Praxis: Methode

Auf methodischer Ebene eignet sich der Dreischritt „sehen – urteilen – handeln“, der aus dem Kontext der katholischen Soziallehre (und der Sozialzyklika *Mater et magistra*, 236f., die ihn besonders auch für Jugendliche empfiehlt) oder aus der Befreiungstheologie bekannt ist. Entwickelt wurde die Methode von dem belgischen Priester Joseph Cardijn zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Cardijns Anliegen als Seelsorger waren vor allem die Arbeiterinnen und Arbeiter der unteren gesellschaftlichen Schichten, also die „bedürftigen Menschen“ selbst. Diese bildeten auch den Ausgangspunkt seiner Theologie – einer Theologie von unten, also vom Menschen her. Er wartete nicht darauf, dass die Leute als Gläubige zu ihm in die Kirche kamen, sondern suchte sie an Orten auf, wo sich ihr Leben zum größten Teil abspielte: an den Arbeitsplätzen, in den Fabriken etc. Eine bemerkenswerte Konsequenz Cardijns Denkweise ist auch, dass er in seinen Schriften konsequent männliche und weibliche Formulierungen verwendet hat. Dies kann ebenfalls als Ausdruck dafür verstanden werden, dass es ihm immer um die konkreten Menschen ging, eben um Männer und/oder Frauen, und nicht um eine abstrakte Gruppe, in der ein/e Einzelne/r nicht mehr als Individuum mit eigener Geschichte und eigenen Bedürfnissen erkannt wird.

3.3 Praxis: Beziehungsarbeit

Seit dem Jubiläumsjahr 2007 (75 Jahre) heißt der Slogan von Blauring & Jungwacht „Lebensfreu(n)de“. Darin lässt sich auch ein Aspekt einer impliziten Anthropologie erkennen¹⁷, denn Jugendverbände leben auf der einen Seite von Beziehungen und ermöglichen selber neue Freundschaften, auf der anderen Seite gestalten sie Beziehungen und wirken immer auch identitätsstiftend.

In den drei an der Tagung in Benediktbeuern gezeigten Interview-Ausschnitten war ein wesentlicher Teil der Aussagen der gezeigten Kinder,

16 Herbert Haslinger, Glaubenswissen – nie war es so wertvoll wie heute, in: ders. / Simone Honecker, „Na logo“ Glaubenswissen in der Jugendpastoral, Düsseldorf 2002, 121-190, hier 155f.; vgl. auch: ders., Sich selbst entdecken – Gott erfahren. Für eine mystagogische Praxis kirchlicher Jugendarbeit, Mainz 1991.

17 Dieser Aspekt lässt sich (poetisch!) mit Antoine de Saint Exupéry folgendermaßen beschreiben: „Der Mensch ist nicht nichts wie ein Bündel von Beziehungen. Die Beziehungen allein zählen beim Menschen.“ Antoine de Saint Exupéry, Flug nach Arras, Hamburg 1956, 105.

dass es im Jugendverband um das Treffen mit Freunden, um Beziehung und um Gemeinschaft geht.

Die mystagogische Konsequenz, die Funktion der Begleitpersonen mehr als „Hebammendienst“, denn als „Postbotenauftrag“ zu verstehen, setzt voraus, dass die Leiterinnen und Leiter, insbesondere jedoch die Präses, Bereitschaft und die Fähigkeit aufweisen, Jugendliche in ihrer jeweiligen Lebenssituation zu begleiten und in ihrer Entwicklung zu unterstützen. Und das ist zeitintensive und manchmal auch nervenaufreibende Beziehungsarbeit, die nicht mal so auf die Schnelle gemacht werden kann. Voraussetzung sind Empathie, Authentizität und Wertschätzung.

4. Jugendarbeit ≠ Diakonie

Nach dem II. Vatikanum und den darauf folgenden regionalkirchlichen Synoden¹⁸ wurde die Funktion der kirchlichen Jugendarbeit primär als diakonische benannt. Natürlich wird darin ein auch heute noch gültiger Anspruch beschrieben. Aber im nachfolgenden theologischen Diskurs müssen aus heutiger Sicht Ergänzungen erfolgen. Wenn die Aussage „wir sind Kirche“¹⁹ ernst genommen wird, dann steht die verbandliche Pastoral nicht nur in *einer* ekklesialen Grunddimension, sondern vertritt einen umfassenden Anspruch. Jugendarbeit ist ein Teil der Kirche in ihrer Ganzheit: Das heißt letztlich, dass sie nicht nur eine der Grundfunktionen erfüllt. Die Kirche leistet auch nicht einfach diakonische Arbeit durch die Jugendarbeit. Die Jugendarbeit selbst hat wiederum diakonische Projekte und verrichtet so einen Teil des kirchlichen Auftrages. Aber ein katholischer Jugendverband hat auch einen liturgischen Auftrag²⁰, eine kerygmatische Funktion²¹ und – dies wohl unumstritten – ein „communiales Dasein“. Anders als es beispielsweise Hans Hobelsberger unternimmt, sollen hierbei die anderen Grundfunktionen nicht *auf* die Diakonie rückgeführt²², sondern subjekttheoretisch auf die Jugendlichen als kirchliche

18 Für die Schweiz insbesondere in der Synode 72 des Bistums St. Gallen und für Deutschland in der Würzburger Synode 1971-75.

19 Grundsatz (Leitsatz) von JW&BR in den Jahren 1971-1993, der zwar sprachlich anders lautet (Glauben leben), inhaltlich jedoch noch immer gültig ist.

20 Der weder in der „Verwaltung der Sakramente“ (Benedikt XVI., *Deus Caritas Est*, 25.) noch in der Hinführung zur sonntäglichen Eucharistiefeier, sondern darin besteht, mit und für Jugendliche passende Formen des Feierns der Beziehung Gottes mit den Menschen zu suchen und zu feiern. Vgl. *Sacrosanctum Concilium* 7.

21 Die sich nicht als Katechese auszeichnet, sondern in erster Linie als Verkündigung der Tat und des authentischen Lebens in einem christlichen Dasein.

22 Hans Hobelsberger, „Diakonische Jugendarbeit“ und „jugendbezogene Diakonie“ – Ein Orientierungsversuch, in: *Diakonische Jugendarbeit. Option für die Jugend und Option von Jugendlichen*, hrsg. v. Gerhard Kruip / Hans Hobelsberger / Anneliese Gralla, München 1999; ders., *Jugendarbeit ... ist Dienst der Kirche an der Jugend*. Zum diakonischen Ansatz von Jugendarbeit, in: ders. / Martin Lechner / Werner Tzscheetzsch (Hgg.), *Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit*, München 1996,

Subjekte (Kirche als Person, die sich notwendig durch die Kirchenglieder als Personen bildet) bezogen werden.²³

Kirchliche Jugendarbeit hat zum Ziel, „jungen Menschen den Zugang zu jener Lebensweise freizumachen und freizuhalten, wie sie Jesus von Nazareth gelebt hat“. Es geht dabei „um die individuelle, soziale, gesellschaftliche und religiöse Entfaltung und Selbstverwirklichung des Jugendlichen: der freie, kontaktfähige, engagierte, kritische, selbst- und verantwortungsbewusste Mensch.“²⁴ Leitend ist immer das Interesse an der Subjektwerdung aller Menschen vor Gott. Dieser umfassende Anspruch soll auch und gerade im Gespräch mit der Amts-Kirche vertreten werden.

5. Häresiekompetenz

Um in der Welt (und besonders in der kirchlichen Welt) bestehen zu können, brauchen die Jugendlichen zudem eine gewisse Häresiekompetenz (subjektiv) sowie ein Umfeld, in dem dies möglich ist (objektiv). Stefan Gärtner hat dafür in seiner Herleitung einen eher erkenntnistheoretischen Zugang gewählt²⁵ – das ist eine Möglichkeit. Eine zweite stellt es dar, die Wichtigkeit zur Häresie (auch) infolge der Entwicklungspsychologie zu begründen. Ein Ablösen von Autoritäten kann letztlich nicht funktionieren, wenn dabei nicht neue und alternative (und damit immer latent „häretische“) Möglichkeiten gedacht und gelebt werden können. Ansonsten wenden sich die Jugendlichen von einem „dogmatischen“ System ab.

Eine unserer wichtigsten Aufgaben besteht also darin, die Jugendlichen in ein selbständiges, selbstverantwortliches und positiv kritisches Leben zu begleiten – ihnen eine gewisse Häresiekompetenz zu vermitteln. *Hairesis* heisst – so lässt sich ein wenig salopp formulieren – lediglich „auswählen“ und bedeutet also letztendlich nur, sich vor Indoktrination zu schützen.

49-81.

23 Wobei es mir auch nicht darum geht, einen Gegensatz zum Ansatz Hobelsbergers zu entwerfen, sondern darum, eine andere Perspektive einzunehmen. Die pastoralen Konsequenzen beider Herangehensweisen dürften sich weitestgehend decken, der Unterschied besteht meiner Meinung nach vor allem in der kirchenpolitischen Konsequenz.

24 Zitate Synode 72 – St. Gallen.

25 Stefan Gärtner, Identitätsbildung durch Glauben? Zur religiösen Kommunikation mit Kindern und Jugendlichen, in: Religionspädagogische Beiträge 48 (2002), 53-67.